

## Netflix muss zahlen

Der Videostreaming-Dienst Netflix ist mit einer Klage vor dem Gericht der Europäischen Union gegen Einzahlungen in die deutsche Filmförderung gescheitert. Die Richter in Luxemburg lehnten die Netflix-Klage als unzulässig ab, ohne zu prüfen, ob sie begründet ist. Netflix hatte sich gegen eine Neuregelung der Filmförderung gewehrt, nach der auch Videodienste ohne Sitz in Deutschland in sie einzahlen müssen. Sie war 2014 beschlossen und 2016 von der EU-Kommission freigegeben worden. Netflix startete 2014 in Deutschland. (dpa/jW)

### Aus dem jW-Shop



Jetzt zum Preis von:  
4 € (DIN A 4)  
8 € (DIN A 3)

### Der Kuba-Solidaritätskalender Viva La Habana 2018

13 Bilder, aufgenommen von deutschen und kubanischen Fotografinnen und Fotografen, zeigen Havanna aus ihrem ganz persönlichen Blickwinkel. Zu sehen sind keine Postkartenmotive mit Oldtimern und Zigarre rauchenden Frauen, sondern Momente aus der Alltagskultur der kubanischen Hauptstadt. Havanna und seine Menschen, Nahaufnahmen oder Panoramabilder, Experimentelles oder klassische Straßenfotografie, Schwarz/Weiß- oder Farbbilder – die Fotos machen »Viva La Habana 2018« zu einem facettenreichen Kalender.

Der Kalender ist erhältlich im A-4- oder A-3-Format.

### Ja, ich bestelle:

Viva La Habana 2017 DIN A4	4,00 €	Ex.
Viva La Habana 2017 DIN A3	8,00 €	Ex.

+ Versandkosten in Höhe von 3,90 € (Bei Bestellwert über 70,- € versandkostenfrei. Bei Auslandsbestellungen volle Portokostenberechnung)

Gesamtpreis: \_\_\_\_\_ €

Name/Vorname \_\_\_\_\_

Straße/Nr. \_\_\_\_\_

Postleitzahl/Ort \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_

ICH ZAHLE PER RECHNUNG.

Datum/Unterschrift \_\_\_\_\_

Bestellkupon einsenden an:

Verlag 8. Mai GmbH,  
Torstr. 6, 10119 Berlin, oder  
faxen an: 0 30/53 63 55-44  
Bestellungen auch unter:  
[www.jungewelt-shop.de](http://www.jungewelt-shop.de)

Nur fliegen ist schlimmer. Höhenangst rangiert auf der Liste meiner Ängste ziemlich weit vorn«, offenbart der Regisseur Lothar Lambert auf der Aussichtsplattform des Berliner Funkturms. Sein Blick streift über das alte Westberlin, das er in den 1970er und 1980er Jahren zum Schauplatz seiner Filme gemacht hatte. Die waren Low Budget und selbstproduziert. Nun kommt sein längster und vielleicht persönlichster Film ins Kino: »Verdammt noch mal Berlin – Fucking City revisited«.

Es geht um Lambert selbst. Im Gespräch mit dem Filmjournalisten und Stadtforscher Jan Gympel lässt er seine Drehorte, Produktionsbedingungen und auch Rezeption Revue passieren. Lamberts Erzählung, meist aus dem Off, bietet Anlass, viele Originalszenen aus den Filmen einzuspielen und im Gegenschnitt die heutigen Orte zu präsentieren. Zu Wort kommen auch Freunde und Mitglieder der legendären »Lambert-Family«, die in seinen Filmen mitgespielt haben, vorwiegend Laien, aber mitunter auch Profischauspieler. Ganz honorarfrei überwinden sie ihre Schamgrenzen und lassen sich nicht nur nackt auf manche Abenteuer vor der Kamera ein. Nicht alle haben das ohne Blessuren überstanden, und einige fühlen sich ausgebeutet, was sie vor der Kamera auch zur Sprache bringen.

»Dann zieh dich doch mal aus. Das ist was ganz Avantgardistisches, Mann, das ist eine ganz schrille Punktragödie«, so köderte Lambert die zögerliche Dennis Buczma an ihrem ersten Drehtag – als Leiche in dem Film »Fucking City«, 1981 im Obduktionsraum eines Krankenhauses in Berlin-Wilmersdorf.

Die hohe Qualität von Lamberts Filmen entsteht unter anderem durch die Integration origineller, unverstellter Charaktere, weshalb er eher an Laiendarstellern interessiert ist. Hinzu kommen seine Liebe zur Spontaneität und die Verweigerung von Perfektion. Durch das Ungehobelte, das Rohe in seinen Filmen ist Lambert viel näher am Realismus als so manch anderer ambitionierter Regisseur. Bei all seinen Produktionen vermittelt er die Lust der Beteiligten am Spiel, was sich auch auf die Zuschauer überträgt. Lamberts Offenheit, seine Fähigkeit, sich vor der Kamera in Auseinander-



Lothar Lambert zweimal auf der Couch im Schwulen Museum Berlin

## Realismus und Rohheit

Lothar Lambert hat schon Mumblecore gemacht, als noch keiner wusste, was das ist. Nun hat er einen Film über sich, sein Werk und Berlin gedreht. **Von Matthias Reichelt**

setzungen mit den Darstellern zu begeben und sich dabei auch noch filmen zu lassen, beweisen Humor und Selbstironie.

Low-Budget-Filme mit improvisierten Dialogen und kleinem Staff, gedreht in Privaträumen, werden neuerdings als Mumblecore bezeichnet. Diese Definition trifft auf alle 39 Filme von Lambert zu und machte ihn bereits in den 1970er Jahren zu einem Avantgardisten, der von den Fernsehanstalten oft und absichtlich übersehen wurde. Die Ablehnung eines Koproduktionsantrags für »Drama in Blond« (1984) begründete die Redakteurin von »Das kleine Fernsehspiel« ganz ehrlich mit den Worten: »Es tut mir leid, aber da

liegen wir einfach geschmacklich zu weit auseinander.«

Fatalerweise wird Lambert vor schnell in die Schublade »Schwuler Filmemacher« gepackt, obgleich er vielen Formen sexueller Vorlieben und Identitäten Raum gibt und seine Filme immer einem emanzipativen und humanistischen Credo folgen: Lebe so, wie du dich siehst und fühlst.

Der Filmhistoriker Claus Löser wundert sich in »Verdammt noch mal Berlin – Fucking City revisited« völlig zu Recht, dass ein enorm politischer Film wie »Ein Schuss Sehnsucht – Sein Kampf« von 1973 in den aktuellen Rückschauen auf »1968« nicht wiederentdeckt wurde. In diesem Werk verbindet Lambert den

Kampf um die sexuelle Identität mit dem Protest gegen das politische System und spielt auch die Hauptrolle: einen Finanzbeamten, der schließlich im bewaffneten Kampf landet.

Lothar Lambert dreht weiter. Mit »Verdammt noch mal Berlin – Fucking City revisited« ist ihm eine rasante und höchst amüsante Reise zurück in seine alten Filme gelungen – und in ein Berlin, das verschwunden ist.

■ »Verdammt noch mal Berlin – Fucking City revisited«, Regie: Lothar Lambert, Deutschland 2016/17, 112 min. Luft in Berlin in der Brotfabrik (175.–23.5.) und in den Tilsiter Lichtspielen (25.5.–27.5.)

## Nicht sendefähig ■ Macht und Herrschaft in der digitalen Welt. Von Thomas Wagner

Im vergangenen Jahr kündigte der Milliardär Elon Musk an, dass sein 2016 gegründetes Unternehmen Neuralink an einer direkten Verbindung zwischen menschlichem Gehirn und Computern arbeitet. Das materielle Verbindungsglied sind Elektroden, die in das Gehirn implantiert werden. Diese Prothesen sollen dabei helfen, gleich zwei ehrgeizige Ziele zu erfüllen. Zum einen sollen die Menschen bei der rasanten Entwicklung der Künstlichen Intelligenz (KI) buchstäblich nicht den Anschluss verlieren. Durch die direkte Verbindung mit dem menschlichen Gehirn, so glaubt Musk, ließen sich die nach seiner Prognose immer selbständiger werdenden Rechenmaschinen besser kontrollieren. Zum anderen geht es dem Gründer des Elektroautobauers Tesla und des Weltraumfahrtunternehmens



Space X darum, eine direkte Gehirn-zu-Gehirn-Kommunikation zwischen Menschen ohne Vermittlung einer dazwischengeschalteten Symbolsprache zu ermöglichen. Sprechen und Schreiben, meint der Unternehmer, sind der Zukunft gehören. Gegen die Realisierbarkeit der direkten Übertragung von Gedankeninhalten von einem Menschen zum andern hat der Wissenschaftsjournalist Manfred Dworschak prinzipielle Einwände vorgetragen, die sich nur schwer werden entkräften lassen. Damit diese Form des Gedankenlesens gelingen könne, müssten die Menschen Bilder oder Texte bereits im Gehirn erzeugen. Das tun sie jedoch nicht. Was von

außen Einblick in unseren Gedankenfluss nähme, würde mit einem sich ständig wandelnden chaotischen Durcheinander konfrontiert. »Der Strom des Bewusstseins ist unstet, kaum geordnet und nicht leicht zu steuern. Gedanken tauchen auf, springen der nächstbesten Assoziation hinterher, Gefühlsregungen funken dazwischen. Eine Kohlmeise, die ans Fenster pickt, und der Einfall von eben ist wieder vergessen«, so Dworschak (Der Spiegel, Nr. 12/17.3.2018). Kaum jemand wäre in der Lage, sich auch nur seine eigene Wohnung in allen Details vor Augen zu führen. Klare, abgrenzbare Gedanken entstehen erst, wenn wir Wörter und Sätze formulieren – sei es beim Sprechen oder wenn wir sie niederschreiben versuchen. »Und erst damit«, so Dworschak, »werden sie auch vermittelbar. Bis dahin verstanden wir ja selbst noch kaum, worauf das hinauswollte. Es ist eine Illusion zu glauben, das Gehirn sei voll von sendefähigem Material, das

nur darauf warte, ins Nachbargeschirm überspielt zu werden.« Eine wahrnehmbare Gestalt nehmen Gedanken erst an, wenn sie aus dem Kopf heraus sind: als Wörter und Bilder.

Das gelte auch für Erinnerungen, die sich niemals einfach »herunterladen« lassen würden. Denn das, was wir Erinnerung nennen, sei nicht auf die gleiche Weise im Gehirn gespeichert wie ein Foto auf einer Festplatte. »Wenn ich mich etwa an einen Verkehrsunfall erinnere«, erläutert Dworschak, »baue ich jedes Mal die Szene neu auf: das Krachen, den Geruch nach verbranntem Reifengummi, den Vogel, der erschrocken aufplatterte. All diese im Kopf verstreuten Fragmente setze ich zusammen.« Würde jemand versuchen, die Erinnerung an den Zusammenstoß zu überspielen, wäre das Ergebnis für den Empfänger unverständlich. Wer den Unfall auf herkömmliche Weise erzählt bekäme, könne in seinem Kopf die Szene entstehen lassen. So funktionierte Kommunikation.